

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 9

Artikel: Ein Nachmittag bei Frank Buchser in der Walliserhalle
Autor: Zetter-Collin, F.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572908>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Ja! Wohl hört' ich ihre Weise,
Sang für mich sie leise, leise;
Doch, sie andern vorzuschreiben,
Ließ ich weise, weise bleiben.“

So ist mein Chinese. Daß gar ein Begehren
Nach Ruhm ihm könnte die Ruhe wehren,
Wird nun sicherlich niemand glauben.
Ruhm und Ehren sind süße Trauben,
Aber nicht wert die göttliche Stille,
Wo ein nichts verlangender Wille,
Dem doch die Kraft des Erlangens nicht fehlt,
Die stolze Einsamkeit beseelt.

Geruhig unterm Himmelszelt
Lebt er und denkt der weiten Welt,
Freut sich der Menschen, der Millionen,
Der unbekannten, die überall wohnen,
Freut sich der Milliarden von Toten,
Denen das Leben Glanz geboten,
Freut sich, was er in all den Jahren
Selbst an Wundern hat erfahren,
Freut sich am Abend und freut sich am Morgen
Mehr noch dessen, was ihm verborgen,
Was ihn, weil es sich nie enthüllt,
Mit unendlicher Ahnung erfüllt.
Ueber solchen stillen Gedanken
Kommt sein Gleichmut nie ins Wanken.
Da gibt's Eile nicht, noch Hast;
Was ihm durch die Finger gleite,
Wo er stehe, wo er schreite,
Immer hat er Herzensraft.

Eben jetzt in seinem Gärtchen
Steht er, streicht sein Ziegenbärtchen

Und blinzelt mir zu. Denn natürlich kann
Auch Er mich sehn. So wie den Mann
Im Mond wir Erdbewohner erblicken,
Und er auch oft uns scheint zu nicken.
Doch in den Augen meines Chinesen
Muß ich ein spöttisches Staunen lesen,
Daß ich mit dieser und jener Sache
Mir so viel Müß' und Arbeit mache,
Daß mir vieles so wichtig ist,
Das in Wahrheit doch nichtig ist,
Untersucht man es erst näher.
— „So ein Bildungseuropäer!“ —
Das besagen seine Mienen.
Ach! Ich schäme mich vor ihnen!

Und mein Schwur gen Himmel flackert:
Künftig mach' ich's ganz wie du.
Nicht mehr wird gerungen, gerackert,
Alle Thüren schließ' ich zu,
Und will's wenigstens nicht buchen,
Wenn die Musen mich besuchen.
Mädchen kann man doch wohl lieben,
Ohne daß gleich wird geschrieben.
Weggegossen sei die Tinte,
So viel schwarzer Thaten Born,
Und die Feder, meine Flinte,
flieg' in hohem Schwung ins Korn
Das heißt — das geschieht erst später.
Jetzt, da mich wie reinster Aether
Diese Phantasien umfließen,
Muß ich sie in Worte gießen,
Daß die Mitwelt schleunigst lese
Deine Weisheit, mein Chinese!

Ein Nachmittag bei Frank Buchser in der Walliserhalle.

Von H. A. Better-Collin in Solothurn.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

„Wohin?“
„In die Walliserhalle!“
„Da gehen wir ja miteinander.“

Es war ein Wechselgespräch zwischen drei jungen Künstlern — zwei Basler Malern und einem Berner Bildhauer, der aber in Solothurn geboren war und daselbst auch seine erste Bildung empfangen hatte, einem Menschen von herkulischem Muskelbau und von strotzender Gesundheit, dem man wohl ansah, daß er von früher Jugend an den Spitzhammer des Steinmeßers mehr zu gebrauchen hatte, als später in der Ecole des beaux arts in Paris die zierlichen Modellierhölzchen des Skulptors —, die sich an einem wunderschönen Frühlingssonntagnachmittag

gegen das Ende der 80er Jahre unter der blühenden Kastanienallee vor dem imposanten Baseltore in Solothurn zufälligerweise trafen und sich kollegialisch die Hände schüttelten.

Das folgende Gespräch drehte sich hauptsächlich um den im Jahre 1890 in Bern zu eröffnenden ersten schweizerischen „Salon“, den „Buchser-Salon“, wie er zu Ehren seines Hauptförderers, des genialen Malers Frank Buchser, auch zumeist benannt wurde, und an welchem sich die Eidgenossenschaft zum ersten Male mit dem namhaften Betrage von Fr. 100,000 zu Ankäufen von Bildern und Skulpturen beteiligen sollte. Kein Wunder also, daß ein schweizerisches Künstlerherz, zumal ein junges, auf diese

frohen Aussichten hin in Wallung geriet und sich danach sehnte, den alternden Meister, der in seinen Gemälden immer noch als ein Vorbild der jüngern Malrichtung galt, in seinem einfachen, aber trauten Heim aufzusuchen. Und in der Walliserhalle, da mußten sie ihn sicher treffen, da befand sich sein Atelier, da war seine Heimat.

So zogen denn die drei Musensöhne unter fröhlichen Scherzen weiter, die Landstraße entlang, nach Feldbrunnen.

Kling, bam — Kling, bam —, ein schrilles Glockenzeichen durchschwirrte die Luft, als sie beim St. Josepfskloster die lange Gartenmauer erreichten.

„Halt da!“ rief der Bildhauer, „ich will euch was sagen, das ihr mir nicht glauben werdet, bis ihr es gesehen“ — und auf die Kirche deutend — „hier drinnen hängt auch ein echter Buchser, ein Altarbild, die heilige Familie darstellend.“

„Was du sagst? — Ein Altarbild! — Rein unmöglich!“ unterbrachen ihn die beiden andern höchst erstaunt.

„Ja gewiß, ein Altarbild von Buchser, — und wenn es auch das einzige ist, das er in seinem ganzen Leben malte, so hat Solothurn doch jetzt die Ehre, es zu besitzen.“

„Wir wollen es sehen!“

„Nichts da; jetzt singen die Klosterfrauen gerade die Vesper, aber ich will euch einiges aus dieser Geschichte im Laufe des Weges erzählen, woran ihr eure wahre künstlerische Freude haben werdet.“ Und der Bildhauer drängte seine Kollegen zum Weitermarschieren.

„So erzähle!“

„Ihr kennt doch alle die ‚Madonna in den Erdbeeren‘ von 1420, eines der Hauptbilder in der städtischen Gemäldesammlung auf dem Boden des Gemeindehauses in Solothurn, das neben der Holbeinschen ‚Madonna von Solothurn‘, dem ‚Ribera‘ und andern mehr einst eine Hauptzierde des kommenden Museums bilden wird?“

„Allerdings.“

„Nun eben. Diese Holztafel mit der Mutter Gottes in den Erdbeeren sitzend und auf Goldgrund gemalt, aus der alten Köhner, oder richtiger, aus der alten oberrheinischen Schule stammend, hing Jahrhunderte lang einsam und vergessen in einer der Redstuben dieses Klosters. Kein Mensch kümmerte sich darum. Nur der Staub schien es nicht leiden zu können, daß die zerstörende Arbeit der Holzwürmer unter der Temperafarbschicht so ganz ungeniert vor den Augen einer entwickelten Kulturzeit sich ausdehnen mochte; mitleidvoll und in einem Gefühl von Scham umhüllte er das Kunstwerk mit seinem schmutziggroßen Sammettschleier.“

Das Bild aber hatte seine Geschichte.

Zur Zeit der Bilderstürmerei kam es, wie die Tradition meldet, die Mare herabgeschwommen mit dem großen gotischen Christus am Kreuze, der jetzt im benachbarten Frauenkloster ‚Nominis Jesu‘ aufgestellt ist, wurde bei Solothurn herausgefischt und ins Beghinenhaus an der hintern Gasse neben den Franziskanermönchen geschafft, von wo es die Schwestern von St. Joseph, als Nachfolgerinnen der Beghinen, beim Bau ihres Klosters im Jahre 1644 ins neue Heim mitnahmen. Das wußte der gelehrte Pater Urban Winistörfer, einer der letzten Konventualen des aufgehobenen Benediktinerstiftes St. Urban ganz gut, hat es ihm doch sein Amtsbruder, der würdige Stadtbibliothekar und Beichtiger der frommen St. Josepfs-Schwestern, Abbe Hänggi, im Vertrauen mitgeteilt, und Winistörfer war in der einschlägigen Zeit, anno 1855 gerade Präsident des vor 5 Jahren gegründeten solothurnischen Kunstvereins. Als solcher leitete er die ersten Unterhandlungen mit dem Kloster ein, und es kam noch im gleichen Jahre zu einem schriftlichen Vertrage mit dem Kunstverein, wonach das Kloster sich verpflichtete, gegen ein neues Chor-Altarbild mit darüber liegender Kinetik, nebst einem angemessenen Beitrage an die Kosten der Renovation des Altars und des ganzen Chores, die beiden bisherigen Altarmalereien, sowie ein im Kloster befindliches, altdeutsches Gemälde, eine Madonna auf Holz in Kreidegrund gemalt dem Kunstverein als Eigentum zu überlassen.

Buchser, der gerade aus Spanien heimgekehrt war, wo er sich bereits in der Kunstwelt einen Namen gemacht hatte, zeigte sich geneigt, diesen Auftrag auszuführen, und schuf eine heilige Familie mit Elisabeth und Johannes, die aber nicht ganz zur Zufriedenheit der ehrwürdigen Klosterschwestern ausfiel, welche an den üppigen Formen der Madonna und an der Nacktheit des kleinen Täufers keine besondere Freude empfanden. Buchser ließ sich lächelnd herbei, einiges zu ändern. Er zog dem Johannes schöne, saubere, weiße Höslein an, die Deschwandens später mit dem traditionellen Schaffell übermalen mußte, und kam noch da und dort, ganz gegen seine Gewohnheit, den naiven Wünschen der harmlosen Nonnen nach; nur die Elisabeth, die wollte er nicht jünger machen. Das Evangelium sprach zu seinen Gunsten, und er blieb fest bei seiner Auffassung. Grollend packte er seine sieben Sachen zusammen, ging wieder nach dem sonnigen Süden und überließ in Gottes Namen seine heilige Familie, samt der runzeligen Elisabeth mit ihren knöchigen Fingern dem fernern Schicksal und der Kritik der Nachwelt. Diese ergötzliche Episode schilderte in der Folge Abraham Roth, nach Buchsers eigener Erzählung, sehr anmutig in den ‚Marokkanischen Bildern‘, die in Berlin im Jahre 1861 erschienen sind.“

„Allerliebste!“ unterbrachen jetzt die beiden Maler

lachend den Erzähler, und der eine meinte: „Um ein solches Stück von so eminent künstlerischem Werte, wie die Madonna in den Erdbeeren eines ist, retten zu helfen, durfte Buchser seinem Gewissen schon ein wenig Zwang anthun und fromm werden!“ und der andere: „Donnerwetter! Wenn Solothurn dazumal, als die Schätze vom Vincentiusmünster der Muzenstadt nur so die Klare herabgeschwommen kamen, einen Amerbach gehabt hätte, welch eine beneidenswerte Galerie würde sich da die Wengistadt gratis aus dem Fluß gefischt haben!“

„Gratis!“ fiel hier der Bildhauer rasch ein, „gratis! Ja, das dürfte den Solothurnern gepaßt haben. Konnten sie doch für ihre wertvollsten Bilder kaum die Restaurationskosten bestreiten. Selbst das altdeutsche Madonnenbild mußte der Kunstverein von Solothurn noch volle zehn Jahre im Kloster lassen, bis er nur die nötige Summe aufbrachte, die vertraglichen Kosten an die Renovation des Chores zu bestreiten — und erst die Verpflichtungen gegen den Restaurateur Cigner in Augsburg — ach, es ist zu traurig! Den Kunstvereinen in den kleinen Städten geht es eben wie uns jungen Künstlern — Ebbe und immer Ebbe in der Kasse. Auch anderwärts sieht's nicht besser aus. Schon längst trieb die Schweiz ihre besten Söhne ins Ausland, um dort ihre Kunst verwerten zu können. Jetzt aber soll es hoffentlich anders werden. Mutter Helvetia tritt von nun an mit ihrem Geldbeutel in die Rüche und das — das ist Buchsers Werk. Er lebe hoch!“

„Er lebe hoch!“ wiederholten alle drei.

Junge Künstler sind eben meist Optimisten, die sich die Zukunft gerne in den rosigsten Farben ausmalen.

So waren sie beim Kirchlein von St. Catharinen angekommen. Sie trockneten ihre Stirnen, maßen die Sonne schon heiß für diese Jahreszeit brannte, und sehnten sich lebhaft danach, bald am gewünschten Ziele angelangt zu sein, um ihre trockenen Kehlen mit einigen Tropfen echten Traubensaftes von Dr. Buchsers eigenen Reben aus dem Wallis anzufeuchten. Denn in der „Walliserhalle“ trank man einen Guten, das wußten sie, und alles nur Eigengewächs! Da gab es weder Bier noch Schnaps, noch anderes Getränk. Und reich und arm, Rathsherr und Bauer hatten die einzige Auswahl zwischen weißem Fendant und rotem Dôle. Wer etwas anderes wünschte, mußte weiterziehen nach dem Altisholzbad hinunter.

Der Felsbrunnen, wie kurzweg die zerstreuten Häuser an der Baselfstraße in der Gemeinde St. Nicolaus heißen, war erreicht. Noch ging's bei einer mit mächtigen, alten Kastanienbäumen beschatteten Villa vorbei und sie standen vor dem elterlichen Hause der beiden Brüder Frank und Josef Buchser, vor der berühmten Walliserhalle.

Ein Bauernhaus war es zwar, wie alle die andern in der Gegend, — einfach und behäbig.

Ein einstöckiges Wohngebäude mit vier Fenstern gegen die Straßenfront, nebst daran gebauter Scheune und Stallung, alles eingedeckt mit einem mächtigen, hohen Ziegeldache. Oben auf dem Dache über der Wohnung schimmerten im Sonnenstrahl die Glasplatten der Oberlichter von Buchsers Atelier. Ein roher Bretterverschlag, den man mittelst einer richtigen Hühnerleiter erreichte, der aber innen mit kostbaren, echten orientalischen Teppichen und Möbeln reich ausgestattet war. Unter diesem Atelier befanden sich die komfortabel eingerichteten Zimmer der beiden Junggesellen samt der Küche und einer Kammer für die Haushälterin. Und im Parterre wurde gewirtet.

Kein bemalter Schild lockte den durstigen Wanderer zur Einklehr ein, kein Name verriet den Besitzer; einzig das altherwürdige Emblem der Dorfschenke, ein grüner, knorriger Tannbusch über der Eingangsthüre, mochte dem Autochthonen als Wegweiser dienen. Ein Fremder wäre gleichgiltig daran vorbeigegangen. Und erst die Wirtschaftslokalitäten selbst! Die primitivste Einfachheit und Bescheidenheit herrschte da vor: sie bestanden aus einer Stube und einem Stübchen. Längs der Fensterseite gegen die Straße zog sich eine harte Bank hin, und in einer Ecke stand ein etwas wackliger, weißer Kachelofen. Drei neue eichene und ein alter langer Tisch für das Stübchen, sowie einige Stabellen mit geschnittenen Rücklehnen bildeten das ganze Mobiliar. Nur zur Zierde und um die Bude als eine richtige Künstlerkneipe aufzuputzen, hingen an den Wänden einige ältere Studien und Delgemälde des Malers Frank Buchser.

„Ei, das ist schön von euch!“, gerade heute zu kommen! Der Maler wartet schon lange drinnen auf jemand, mit dem er jassen könnte; oder wollt ihr lieber Kraftübungen machen? Der Doktor ist draußen im Garten mit seinen Fremden und kegelt. Er hat seinen guten Tag heute und gewinnt alle Partien.“ Es war die Stimme der Marie, der jungen Haushälterin, die an solchen Tagen das Amt einer dienenden Hebe versehen mußte, welche soeben mit einer gefüllten Literflasche aus dem angrenzenden Keller in den mit Cementplatten belegten Hausflur schritt und lachend den neuen Besuchern ihre freigebliene Hand zum Gruße entgegenreichte. Es waren ja alte Bekannte, die vor ihr standen, und Marie wußte die Namen aller Künstler rund in der Schweiz herum, die ja öfters herkamen, den Meister in seinem Tusculum aufzusuchen.

„Nein, wir wollen dem Frank Gesellschaft leisten. Wie geht es ihm?“ fragte der Bildhauer teilnehmend.

*) In Solothurn wie auch in den umliegenden Kantonen wird in der Umgangssprache für die Anrede ausschließlich die zweite Person Pluralis gebraucht.



Major General John August Sutter (aus Rünenburg, Baselland).

Entdecker der Goldminen Californiens.

Gemälde von † Frank Buchser aus dem Jahre 1866 (Kunstmuseum Solothurn).

„So, so! La, la!“ entgegnete Marie, „er ist manchmal etwas mürrisch, wie sie alle sind, die nur einmal in ihrem Leben krank waren. Er malt jetzt wenig mehr, da ihm der Doktor das Reisen verboten hat; nur ab und zu benutzt er noch seine jüngsten Hellsauer-Studien. Aber sein Salon, der beschäftigt ihn am meisten, und das ist ein wahres Glück; da vergißt er wenigstens unter der Woche seine Einsamkeit.“ Und sie öffnete die Thüre zur Stube, den drei Künstlern mit einer graziösen Bewegung den Vortritt lassend.

Eine Tabakrauchwolke schlug ihnen entgegen, da das Zimmer schon dicht mit allerlei fröhlich plaudernden und rauchenden Gästen angefüllt war. Die Fenster waren zwar geöffnet, aber trotzdem lag der Qualm regungslos in bläulichen Schichten über den Köpfen der Anwesenden, und nur der Ein- und Austritt der Personen brachte durch das Öffnen der Thüren einige Ventilation in das niedrige Lokal.

Da saß am vordersten Tische die hohe Politik des Kantons — Leute von der Regierung und junge Advokaten; daneben Handwerker mit ihren Frauen und Kindern, Sonntagsbummler und Schüler der obern Klassen der Kantonschule, die nach einiger Rast wieder weiterziehen wollen, ihr Pensum abzulaufen. Alle Abstufungen der bürgerlichen Meinungen und der künstlerischen Begriffe waren hier im trauten Durcheinander vertreten. Sogar der geschichtskundige Redakteur des oppositionellen Lokalblattes hatte sich eingefunden. Er begnügte sich aber bescheiden am hintern Tische bei den „Milchmannen“ (Landwirte aus der Umgegend, die täglich die Milch in die Stadt führen) Platz zu nehmen, eigentlich aber nur deswegen, um von diesem Sitze aus seine Leute besser beobachten zu können. Und er hatte scharfe Augen. So war er auch der erste, der den Bildhauer als alten Freund begrüßte. Aus dem innern Stübchen kam jetzt der Maler Frank Buchser selbst, dem man in diesem Augenblicke nicht angesehen hätte, daß er leidend wäre — eine schöne, stattliche Gestalt mit hohen buschigen Augenbrauen und einem ins Graue spielenden, martialischen Schnauzbart à la „van Dyck“, den Kopf bedeckt mit einem hochroten Barett, welches dem doppelten Zwecke diente: seine Glaze zu verbergen und sodann den Künstler hervorzulehren.

„Sieh — sieh — sieh —, die Künstler kommen in den Feldbrunnen. Das habt ihr brav gemacht — Marie! — schnell das Kartenspiel — Tafel und Kreide — Solothurn gegen Basel — wir machen einen Kreuz-jaß!“ —

Diese abgebrochenen Sätze bildeten den ersten Willkomm, den Buchser seinen jungen Kollegen darbot.

„Und eine Flasche Döle!“ vervollständigte der Bild-

hauer den Auftrag an die Wirtschafterin, die zwar ohne diesen Befehl schon nach dem Rechten gesehen hätte; denn der Maler durfte, seitdem sein Nierenleiden Fortschritte machte, zu seinem Leidwesen keinen Weißwein mehr trinken.

Bald war im Zimmerchen drinnen der Tisch gedeckt. Die vier Künstler setzten sich, Buchser und der Bildhauer und die beiden Basler als Partner, einander gegenüber. Das Spiel begann.

Etwa zwei Stunden mochten verfloßen sein, während welcher Zeit sie mit lobenswerthem Eifer und wechselnder Chance diesem populärsten Nationalspiele oblagen — einem Spiele, das den Schweizer auf dem ganzen Erdenrund als solchen verrät, gleich wie der Skat den blonden Germanen — und, obgleich der Maler wenig trank, schon bei der dritten Flasche Döle angelangt waren, als der jüngere der Basler Maler, der mit den Verhältnissen im Feldbrunnen noch nicht so recht vertraut schien, während einer Pause aufstand und ein Porträt in Oel, das gerade über ihm hieng, mit sichtlichem Interesse betrachtete.

„Schade,“ meinte er kopfschüttelnd, „das Bild verdirbt ja ganz im Tabakrauch. Wen stellt es eigentlich dar?“

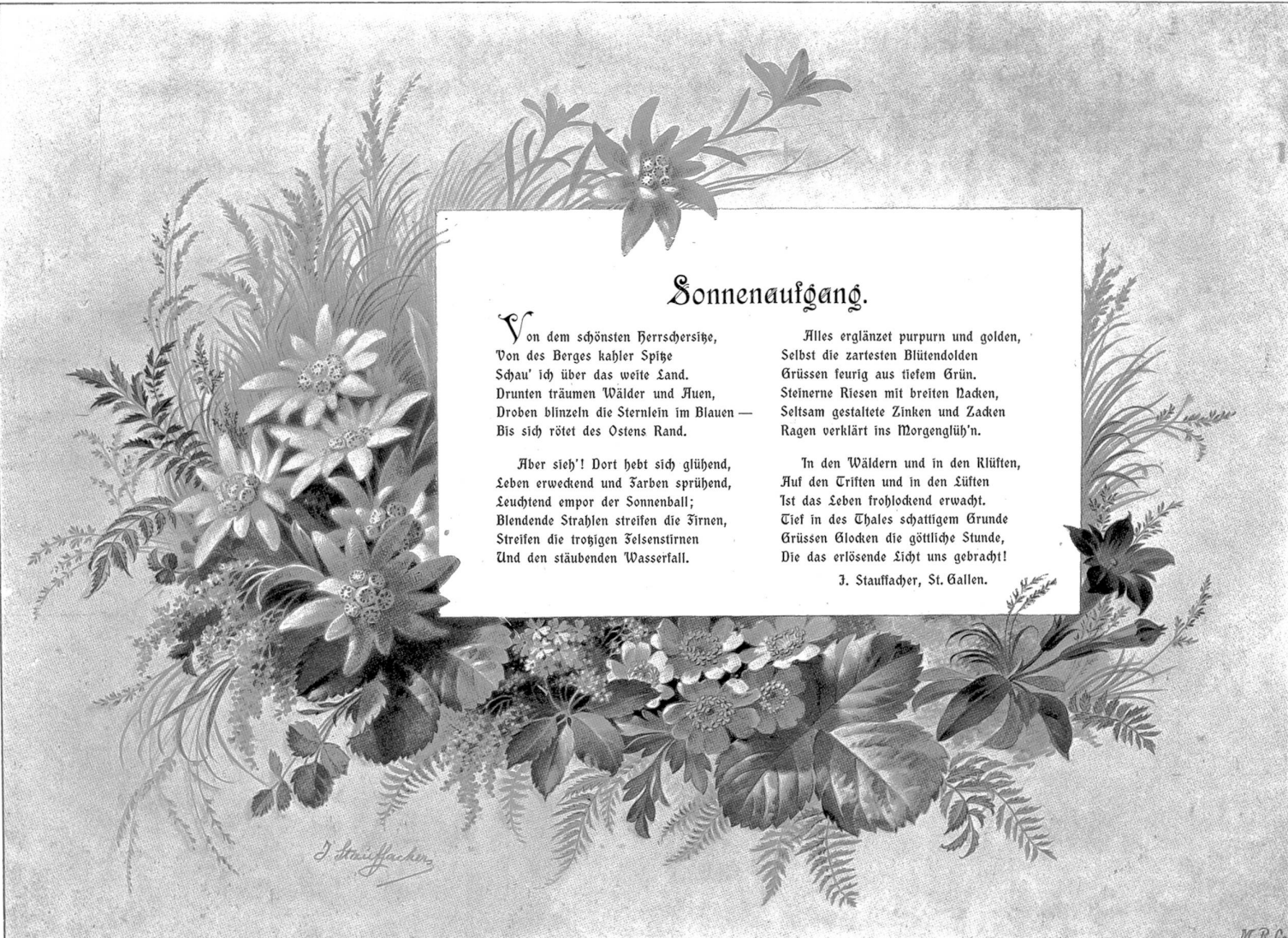
„Das ist ja der General Sutter (siehe die Illustration), der die Goldfelder von Kalifornien entdeckte; Buchsers bestes Porträt,“ fügte der andere erklärend bei. „Ich hab's ihm schon manchmal gesagt, er solle diese Leinwand mit dem Prachtstyp eines Self-made man nicht so allen profanen Blicken preisgeben, sondern ihn in seinem Atelier plazieren; aber auf einen Bildhauer will er nun einmal nicht hören, er ist manchmal eigensinnig. — Profit Buchser!“ Und die vier Gläser klangen trotz Meinungsverschiedenheit harmonisch zusammen.

Ein überlegenes Lächeln, gemischt mit Spott und Groll zugleich, übersflog des Meisters Antlitz.

„Räuchert ihn nur an,“ pläzte er heraus, „er hat mich doch nicht bezahlen können, der Lump!“

„Was? Nicht möglich! Ein Mensch, der solche Schätze entdeckte, wird doch hoffentlich zuerst für sich selbst gesorgt haben?“

„Das wollte er auch, aber — es hat nicht sollen sein. Ironie des Schicksals. Sutter, der von Rechts wegen sich zum reichsten Mann der Welt hätte aufschwingen müssen, starb arm und einsam, weitab von seinem Goldland, in Washington, wo er vergebens bemüht war, sein gutes Recht auszuwirken. Die Entdeckung des Goldes war eben sein Unglück;“ und in etwas milderem Tone fügte Buchser bei: „und Pech hatte der arme Kerl seiner Lebtag lang gehabt. Einst hochgehört und gehätschelt von den Großen der Union



Sonnenaufgang.

Von dem schönsten Herrschersitze,
Von des Berges kahler Spitze
Schau' ich über das weite Land.
Drunten träumen Wälder und Auen,
Droben blinzeln die Sternlein im Blauen —
Bis sich rötet des Ostens Rand.

Aber sieh'! Dort hebt sich glühend,
Leben erweckend und Farben sprühend,
Leuchtend empor der Sonnenball;
Blendende Strahlen streifen die Firnen,
Streifen die trogigen Felsenstirnen
Und den stäubenden Wasserfall.

Alles erglänzt purpurn und golden,
Selbst die zartesten Blütendolden
Grüssen feurig aus tiefem Grün.
Steinerne Riesen mit breiten Nacken,
Seltsam gestaltete Zinken und Zacken
Ragen verklärt ins Morgenglüh'n.

In den Wäldern und in den Klüften,
Auf den Triften und in den Lüften
Ist das Leben frohlockend erwacht.
Tief in des Thales schattigem Grunde
Grüssen Glocken die göttliche Stunde,
Die das erlösende Licht uns gebracht!

J. Stauffacher, St. Gallen.

und der ganzen Welt, ist er der jungen Generation kaum noch nach seinem Namen bekannt, und kein Lexikon spricht von der großen That des dennoch berühmten Schweizerbürgers. Undank ist der Welt Lohn!"

"Da sind wir aber wirklich begierig, seine Geschichte erzählen zu hören," tönte es in die Runde. "Vorwärts, Buchser!" drängte der Bildhauer, "heraus mit der Kasse! Nimm deine Erinnerungen zusammen! Wir sind ganz Ohr!"

"Nun denn, wenn ihr nicht mehr spielen wollt, paßt auf, es ist eine lange Geschichte, die jetzt beginnen wird. Er hat sie mir in Amerika oft erzählt, aber ohne Bitterkeit; denn, das müßt ihr wissen, Sutter trug trotz allen Schicksalsschlägen als ein Mann von Welt sein Haupt hoch, mit dem vollen Selbstbewußtsein, eine große That vollbracht zu haben."

Buchser nahm seinen goldenen Zwickel von der Adlernase, setzte sich auf seiner Stabellle zurecht und begann:

"Das Bild, das ihr da seht, ist eines der besten Porträts, die ich malte. Es entstand im Jahre 1866, zu gleicher Zeit, als ich die Generale Lee und Sherman für den Bundesrat in Bern in Arbeit hatte und mir der Dichter Cullen Bryant, der Präsident Johnson, der Staatssekretär Seward, die Generale Sheridan, Grant und andere mehr die Ehre gaben, sich in meinem Atelier porträtieren zu lassen.

Sutter — pardon! — Major General John August Sutter hieß er — war damals 63 Jahre alt. Er befand sich in Washington, hoffend, vom Kongresse endlich einmal eine Abschlagszahlung für seine ihm entzogenen Besitzrechte in Kalifornien zu erhalten. Vergebens jedoch. Er wurde abgewiesen und hatte nachher kaum das Nötige mehr, um sein Leben zu fristen. Und mein Bild, das blieb mir auf dem Hals."

Hier entstand eine kleine Pause, während welcher sich Buchser von der Aufmerksamkeit seiner Zuhörer überzeugte. Nach einer Weile fuhr er fort:

"Ob schon ein urthiger Schweizer — von Münenburg im Baselland — kam er zu Randern im Badiſchen zur Welt, wo sein Vater als Meister in einer Papierfabrik thätig war. Zum Kaufmann im nahen Basel gebildet, heiratete er und gründete bald darauf eine Handlung in Burgdorf, die aber nicht prosperierte. In Konkurs geraten, floh er von Weib und Kindern und schiffte sich am 6. Mai 1834 auf einem Segelboote nach New-York ein. Vierzehn Jahre galt er als verschollen, bis 1848 plötzlich sein Name mit Staunen auf dem ganzen Erdenrund genannt wurde. Und das kam so. Trotz seinem Mißgeschick war Sutter doch ein tüchtiger, berechnender und, was in Amerika viel gilt, ein verwegener Kaufmann, der sich durch nichts abschrecken ließ. Er sah

balb ein, daß New-York ihm wenig bot. So zog es ihn denn nach dem Westen, nach den Prärien. Von Stadt zu Stadt Handel treibend, kam er an den Mississippi, verweilte einige Zeit in Missouri, um sich bald nachher einigen Deutschen anzuschließen, die in Santa Fé, in Neu-Mexiko, ihr Glück probieren wollten. In letzterer Stadt blieb er bis zum Jahre 1838, hauptsächlich mit den Indianern verkehrend, auf welche er einen großen Einfluß ausübte. Aber sein Thatendrang riß ihn mächtig weiter, immer gen Westen. Von den Indianern erhielt er Kunde von einem Lande, da, wo das Weltmeer wieder beginne, wie es kein schöneres auf Erden mehr gebe. Er beschloß, die Reise dorthin zu wagen, trotz allen Warnungen von seite der Militärbehörden. Mit Kapitän Ermatinger, fünf Missionären und drei Frauen verband er sich zu einer Karawane. Von Fort zu Fort ziehend, drangen die Abenteurer glücklich durch die Wildnisse des großen Felsengebirges durch. Hier muß bemerkt werden, daß diese Festungen mit kleiner Besatzung von der Regierung in Etappen von 30 bis zu 50 Stunden vom Mississippi bis an den großen Ocean zum Schutze und zur Verproviantierung der kühnen Reisenden eingerichtet waren. Im Fort Hall langten sie im August des gleichen Jahres an. Der Kommandant warnte sie nochmals vor der Weiterreise, da mörderische Scharen von Wilden umherstreiften, die keinem Weißen Pardon geben würden. Nichtsdestoweniger setzten sie ihren Weg fort, allen Gefahren zum Troß. Das Land wurde nach und nach mannigfaltiger und schöner; sie erreichten den Oregonfluß. Das Fort Van Couver nahm sie gastlich auf. Hier hörte Sutter von Kaliforniens reichen Ländereien, seinen Missionen und von den Sitten und dem Charakter der Eingebornen, wie auch der wenigen Weißen, die dort lebten, erzählen. Die Karawane kam also zu weit nach dem Norden. Aber Sutters Lebensplan war einmal gemacht. Kalifornien hieß also das Land, das ihm die Indianer als das schönste gepriesen hatten. Dorthin mußte er gehen. Leider fand sich keine Gelegenheit zur direkten Reise nach der südlicher gelegenen Küste. Da aber vom Fort aus meistens Handel mit den Sandwichinseln getrieben wurde, entschloß sich dieser mutige Schweizer kurzerhand, diesmal allein, die Ueberfahrt nach Honolulu zu wagen, in der Hoffnung, von dort aus dann wieder bei einer ersten Gelegenheit nach Amerika, nach Kalifornien zurückzukehren. Und so geschah es. Er warb sich in Australien eine Anzahl Kanaken an, um Arbeiter für seinen künftigen Landbau auszubilden, mußte aber vorerst mit russischen Wallfischjägern ganz nach dem Norden, nach dem winterlichen Sitka segeln, da er vernahm, daß von dieser Insel aus regelmäßig Schiffe nach dem Hafen von San Franzisko ausliefen, ihren Bedarf an Steinsalz zu verladen, welches in den dortigen Gegenden

gefunden werde. Fehlgehen konnte er also diesmal keinenfalls. So kam Sutter endlich nach langen und mühevollen Irrfahrten am Ziele an. Es war im Jahre 1839 oder 1840, wenn ich nicht irre.

Kalifornien gehörte den Mexikanern. Ehemals bebaut von blühenden Missionen, war es seither unter einer argen Votterwirtschaft ganz heruntergekommen. Die Indianer, früher zu fleißigen Leuten erzogen, zerstreuten sich wieder in ihre Wälder; das herrliche Land blieb verödet. Sutter sah den Reichtum der Gelände im Thale des Sacramento, trat vor den mexikanischen Statthalter Don Alvarado und teilte ihm seine Pläne mit. Dieser wies ihm Ländereien an, da, wo der Rio de los Americanos mit dem Sacramento zusammenfloß und heute die Stadt Sacramento steht und ernannte ihn gleichzeitig zum Kapitän und Indianer-Kommissär. Sutter begann diese fruchtbaren Gründe mit Hilfe seiner Kanaken anzupflanzen, baute sich ein Blockhaus und nannte die Besizung ‚Neu-Helvetia‘. Durch die Indianerhorden aber stets bedroht, errichtete er sodann ein starkes Fort, armierte es mit Kanonen und übte eine Kriegsmacht von 100 Mann ein, — seine Kompanie Scharfschützen, wie er sie betitelte. Er baute Mühlen und Sägewerke und trieb Handel mit Mehl und Brettern, mit Vieh und Landesprodukten aller Art bis hinüber nach den Sandwichinseln, zu welchem Zwecke er zwei eigene große Segelschiffe im Hafen von San Francisco unterhielt. Von 1845 an stand Kapitän Sutter auf der Höhe seiner Macht und seines Ansehens. 150,000 Acker Land waren sein freies Eigentum, und über 600 Indianer und Kanaken weideten seine mehr wie 12,000 Haupt zählende Viehherden. An der nördlichen Grenze seiner Besitzungen, am Federflusse, baute er sich ein Landhaus, Hofsfarm geheißten, zu Ehren der Hochheimerreben, die er da anpflanzte, und sann schon darüber nach, wie er seine Ehre in der Schweiz wieder erlangen könnte durch die Ausöhnung mit seiner Familie, falls sie noch am Leben wäre und durch die glänzende Rückerstattung der Verluste an seine Gläubiger; denn ein fürstliches Vermögen nannte er jetzt sein eigen.“

„So ganz ein Pechvogel, wie du gesagt hast, Buchser, muß Sutter doch nicht gewesen sein!“ warf der Bildhauer neckend ein.

„Wartet doch nur zu, bis er das Unglück hatte, auf seinem Grund und Boden den unermesslichen Mammon zu entdecken, da wird sich das Blättchen schon früh genug noch wenden!“ Und ruhig nahm der Meister den Faden seiner Schilderung wieder auf:

„Als der Eroberungskrieg der Union, Ende der 40er Jahre, mit den Mexikanern begann, suchten beide Parteien Sutters Gunst zu erwerben. Der Statthalter von Kalifornien, diesmal Don Michel Lorena, ernannte ihn jetzt zum unumschränkten Militärgouverneur, bestätigte

ihn neuerdings als Indianerkommissär und ‚Alkalde‘ und wies ihm weitere 22 Quadratstunden Landes als Eigentum an. Trotzdem hielt der wackere Schweizer zur aufstrebenden, jungen amerikanischen Republik, die ihn in der Folge dann so schmähtlich im Stiche lassen sollte. Sein Verhängnis kam am 14. Januar 1848. Es sollte in Colona, Eldorado Co., oben im Gebirge eine neue Sägemühle erstellt werden. Marshall aus Neu-Jersey richtete sie ein. Sutter saß an jenem regnerischen Nachmittage gerade allein in seinem Fort und schrieb Briefe, als sich die Thüre zu seinem Bureau behutsam öffnete, und Marshall eintrat. Er habe ihm Wichtiges mitzuteilen, flüsterte der Werkmeister, sich vorsichtig überall umschauend, wobei niemand zugegen sein dürfe als sie zwei. Dabei zog er ein Päckchen aus seiner Tasche, löste die umhüllenden Lappen und zeigte dem General, wie Sutter das Recht hatte, sich von nun an zu nennen, mehrere Stücke des gleißenden, gelben Metalls, welches dort oben massenhaft zu Tage trete. Sutter prüfte den Fund und erkannte ihn als reines gebiegenes Gold. In diesem hochernsten Momente mußte gerade der Buchhalter die leider unvergeschlossen geliebene Thüre öffnen und die letzten Worte vernehmen. Das Geheimnis war verraten. Umsonst versuchte Sutter und auch Marshall, die Leute zu bestimmen, einige Wochen lang zu schweigen und Gold sich anzueignen, soviel sie finden könnten — wie ein Wildfeuer verbreitete sich die Nachricht nach allen Richtungen der Windrose. Niemand arbeitete mehr; alles wollte nur Gold suchen. Die Sägemühlen blieben stehen, die Scharfschützen widersehten sich dem Dienste, die Kanonen des Fort wurden nicht mehr bedient, das Vieh nicht mehr besorgt, mit einem Worte, das Goldfieber war epidemisch geworden. Sutter ahnte die Gefahr, und wie ein Donnererschlag rührte sie ihn. Der Abschau des ganzen Landes und Abenteurer aller Art überfluteten sein Land, ergriffen ungeniert davon Besitz, stahlen seine Bretter, seine Kühe und Schafe, seine Produkte, ja alles, was beweglich war, ohne daß es in seiner Macht lag, diesem mit elementarer Gewalt einbrechenden Menschenströme Einhalt gebieten zu können, und von San Francisco war keine Hilfe zu erwarten, da die Mexikaner, schon bevor es zum Kampfe kam, das Land verlassen hatten, und die Unionsoldaten Gold wuschen. Hilflos wie er war, mußte er geschehen lassen, was geschah, und froh sein, mit dem Leben davon zu kommen. Auf seine guten Rechte vertrauend, zog er sich auf seinen Landsitz, seine schöne Hofsfarm zurück, hoffend, daß früher oder später, wenn ruhigere Zeiten wieder Einkehr hielten, die Regierung in Washington ihn nachträglich doch entschädigen müsse. Aber es wurden da Städte gebaut, seine Besitzungen parzelliert und an Amerikaner, Deutsche, Chinesen, Mormonen, Russen,

Spanier, Engländer etc. abgegeben, ganz nach Belieben, als ob Sutters Eigentum nie zuvor bestanden hätte. Dessenungeachtet ließ er in diese Trübsal hinein ein Jahr später seine Familie von Basel kommen. Sein Sohn Emil — er hatte vier Kinder — mußte die Rechte studieren, um sobald als möglich die Ansprüche seines Vaters an die Regierung geltend machen zu können, da der frühere Anwalt Sutters unterdessen gestorben war. Aber nicht nur dieser unliebsame Todesfall sollte ein neues Glied an der Schicksalskette unseres Generals ohne Armee bilden; das zermalmende Rad des Unglücks rollte weiter. Im Hause seines Juristen in San Francisco waren alle Originaldokumente Sutters aufbewahrt. Gleich nach dem Todesfall brach dort Feuer aus, und die Landschenkungsurkunden der beiden mexikanischen Statthalter, Don Alvarado und Don Michel Lorena, verbrannten. Und neue Titel von Mexiko zu erhalten, war vorderhand ein Ding der Unmöglichkeit. Sutter hatte keine schriftlichen Beweise mehr.“

Die Erzählung unterbrechend, setzte Buchser in aller Gemütsruhe sein Glas an die Lippen und musterte seine Zuhörer, um die Wirkung seiner Schilderungen neuerdings zu erfahren. Der Redakteur hatte schon längstens die Gesellschaft seiner „Milchmannen“ in der großen Stube verlassen und sich den Künstlern beigelegt, und auch der Doktor kam aus dem Garten und nahm neben den Baslern Platz.

„So, so, das Auditorium vergrößert sich“, warf Frank Buchser befriedigt ein, „fangt ihr endlich an zu begreifen, daß Sutter doch ein großer Pechvogel war?“

„Allerdings ist das Pech!“ bestätigte der Bildhauer.

„Es ging ihm ganz so, wie Moses und den Israeliten“, meinte der Doktor, dem ja die Sache längst bekannt war, „jenem wurde das gelobte Land gezeigt, diese nahmen Besitz davon.“

„Entdeckerschicksal“, bemerkte der Redakteur achselzuckend, „Entdeckerschicksal! Schade, daß sie ihn nicht noch in Washington in Ketten gelegt haben; ein zweiter Kolumbus wäre da der Geschichte entstanden.“

„Aber wie kommt es denn“, fragte der ältere der beiden Basler, das Porträt von der Wand nehmend, auf dessen Rückseite deutend, „daß dieser enterbte Milliardär so gemüthlich in die Welt blickt? Hier steht doch geschrieben, daß das Bild im Juni 1866 gemalt wurde. Da muß ja entschieden ein wichtiger Charakterzug fehlen.“

Buchser's Augen rollten. „Nichts fehlt da! So sah er aus. Stets heiter und zufrieden, selbstbewußt und voller Hoffnung. Da ist nichts zu kritisieren, ihr jungen Schnauser! Habe ich euch denn nicht schon gesagt, daß der General Sutter den Kopf nie, auch gar nie hängen ließ! Und wir sind ja noch lange nicht fertig. Es kommt noch viel, viel schöner.“

„Also weiter im Text und den Helgen wieder an die Wand gehängt!“ kommandierte unwillig der Redakteur, und Buchser fuhr fort:

„In jener Zeit, als ich Sutter kennen lernte, wohnte er in Washington, wo er hoffte, durch seine Gegenwart seinem Prozesse mehr Nachdruck zu verleihen. Es handelte sich darum, den kalifornischen Rechtspruch vom 15. März 1855, der zu seinen Gunsten lautete, durch den obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten bestätigen zu lassen. Wohl hatte Mexiko nachträglich einige bezügliche Papiere eingeliefert, und schon hieß es allgemein, daß General Sutter mit einer Abfindungssumme von 1,000,000 Dollars entschädigt würde, als ganz unerwartet die Klage, infolge eines Formfehlers, wie man sagte, vom Gerichte endgültig abgewiesen wurde. Sutter ging leer aus. Selbst General Sherman's Worte: „Niemand ist dieses Land für die Erwerbung von Kalifornien mit allen seinen Reichtümern so sehr zu Dank verpflichtet, als dem General Sutter“, hatten keinen Erfolg mehr. Dazu kam noch die Kunde aus dem fernen Westen, daß ein heimkehrender amerikanischer Soldat aus Mutwillen Sutters Landhaus auf Hofsfarm bei Marysville angezündet und große Wassergüsse seine ihm dort noch einzig verbliebenen Landparzellen weggeschwemmt hatten. Von da an war Sutter bestlos und sozusagen ein armer Mann. Seine sämtlichen Sammlungen, Bücher, Titel und Erinnerungszeichen an seine große, wechselvolle Vergangenheit waren für immer verloren.“

Nur der Ring an seinem Mittelfinger, den er sich aus dem ersten Golde, das ihm Marshall brachte, anfertigen ließ und der das Datum 14. Januar 1848 trug, verblieb ihm als einziges Andenken an jenen Unglückstag, da Amerika sich auf seine Kosten bereichern sollte. Der Tod ereilte ihn auf einer Reise in Washington am 13. Juni 1880 und in Lititz, Lancaster Co., Pa. wo er schon viele Jahre vorher in den bescheidensten Verhältnissen lebte, liegt er begraben.

Von seiner Familie verblieben ihm zwei Söhne und eine Tochter. August, der Ältere, siedelte sich schon früh in Acapulco, Mexiko, an; Emil, der Advokat, starb 1883 in Brüssel auf einer Geschäftsreise eines plötzlichen Todes, nachdem auch ihm einige Jahre vorher durch den Schiffsbruch des Dampfers »Golden Gate« seine sämtlichen Sammlungen, die er nach Europa schaffen wollte, zu grunde gegangen waren; und schließlich die Tochter Elise. Diese heiratete einen Dr. Lind, Arzt in Acapulco, Mexiko, wo sie noch leben soll. — So — da habt ihr die Geschichte vom General Sutter,“ schloß Buchser seine biographischen Erinnerungen, „und wißt jetzt, warum er mich nicht bezahlen konnte.“

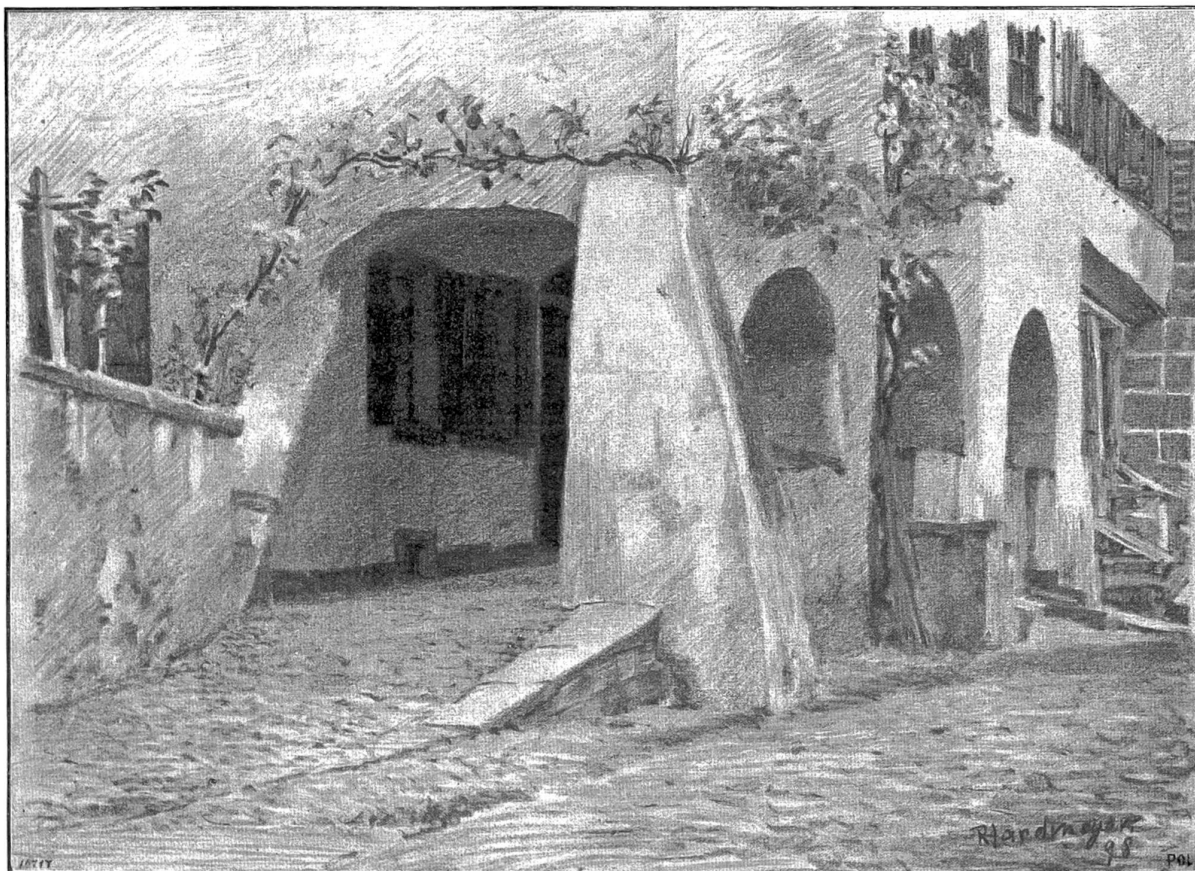
„Schön war das von den Vereinigten Staaten ent-

schieben nicht gehandelt, Sutter hätte ein besseres Los verdient," mißbilligte der Bildhauer, worauf der Redakteur kalt lächelnd erwiderte: „Den Dank der Republik hat er empfangen, weiter nichts! Hüben und drüben die gleiche Geschichte. Im Leben verkannt, im Tode vergessen, nach Jahrhunderten aus dem Altenstaube wieder ausgegraben und in den Himmel gehoben, das ist das Schicksal solch armer, berühmter Männer.“

Es war längst Abend geworden. Marie räumte die Spielkarten weg, zündete die Petrollampe an und brachte einen Laib Brot, welche Maßregel jedesmal bei einer verlängerten Sitzung in der Walliserhalle auf den weisen Rat des Doktors hin getroffen wurde. Andere Gäste waren keine mehr anwesend. Man befand sich so ganz en petit comité. Die Gespräche wurden lebhafter und mannigfaltiger. Der Maler, der sich in solcher Situation gerne splendid zeigte, ließ aus seinem eigenen Kellergelasse noch einige staubbedeckte Extraj Flaschen heraufholen. Die andern thaten pflichtschuldigst Bescheid, und als die Zeit zur Abfahrt der letzten Züge nach Bern und Basel herannahte, war der General Sutter mitsamt seiner tragischen Geschichte längstens vergessen, und fröhliche Studentenlieder tönten durch die offenen Fenster in die milde Frühlingsnacht hinaus.

Seither sind Jahre vergangen. Der Redakteur zog in die Bündner-Alpen; die beiden Maler sind bevorzugte Künstler geworden, und die Walliserhalle hat längst aufgehört zu bestehen. Frank Buchser starb den 22. November 1890 im Feldbrunnen und wurde auf dem nahen Friedhofe der Gemeinde an der Nordseite der Kirche begraben, wo ihm sein Bruder durch den Bildhauer Max Leu einen Denkstein mit Büste setzen ließ, welcher letztere die Züge des genialen Meisters in sprechender Naturwahrheit der Nachwelt überliefern wird. Aber auch der Doktor starb, und der Bildhauer folgte ihm noch in der Blüte der Jugend bald nach, und den idyllisch gelegenen Gottesacker von St. Nicolaus schmückt jetzt jeder neue Frühling mit seinem Blütenzauber, und die Nachtigallen im nahen Wäldchen lassen ihr träumerisches Lied hinziehen über die Grabhügel der drei Toten.

Sic transit gloria mundi. Das Bild aber von General Sutter ist uns erhalten geblieben und befindet sich, durch ein Legat erworben, nebst vielen andern Gemälden von Frank Buchser im Besitze des Kunstvereins der Stadt Solothurn. Möge es dazu beitragen, das Andenken des Entdeckers der Goldfelder von Kalifornien stets neu zu beleben.



Unter den Bögen in Rapperswil. Originalzeichnung von H. Hardmeyer, (Küsnacht) München.